

Dusselige Deutsche

Die Bundesrepublik will in der Europäischen Gemeinschaft nicht mehr länger die Rolle des reichen Onkels spielen. Bonn stellt Bedingungen.

François-Xavier Ortoli aus Frankreich, Präsident der Brüsseler EG-Kommission, sagte im vertrauten Kreis, was er vom stärksten Partner der Europäischen Gemeinschaft hält: „Die Deutschen werden in die Ecke gestellt, denn die fallen ja doch wieder um.“

Am Montag nächster Woche wird sich zeigen, ob Europas oberster Funktionär recht behält. Dann müssen im EG-Ministerrat Bonns Europa-Staatssekretär Hans Apel und Londons Außenminister Sir Alec Douglas-Home ihre Kontroverse um die Dotierung des Regionalfonds der Gemeinschaft fortsetzen und austragen.

Kurz vor Weihnachten waren der Brite und der Deutsche hart aneinandergeraten, als der Minister für die kommenden drei Jahre fast elf Milliarden Mark (Bonner Anteil: 3,1 Milliarden Mark) für die schwach entwickelten Regionen der EG forderte, der Staatssekretär aber nur 2,2 Milliarden Mark (Bonner Anteil: 612 Millionen) zugestehen wollte.

Apel machte überdies die Zustimmung der Bundesrepublik zu dem neuen Gemeinschafts-Topf von einer gemeinsamen Energiepolitik und Fortschritten bei der Wirtschafts- und Währungsunion abhängig. Douglas-Home wiederum verlangte als Gegenleistung für britische Öl-Solidarität Entgegenkommen bei der finanziellen Ausstattung des Regionalfonds.

So blockiert der deutsch-britische Streit derzeit die gesamte EG-Politik. Im Kabinett klagte Kanzler Willy Brandt, dies sei „die kritischste Phase in der Weiterentwicklung der Gemeinschaft“.

Dennoch will die Bundesregierung der britischen Milliardenforderung nicht nachgeben, die von den beiden anderen Hauptnutznießern des Regionalfonds — Italien und Irland — kräftig unterstützt wird. Erstmals in der Geschichte der Gemeinschaft sperrt sich Bonn mit Entschiedenheit gegen allzu üppige Geldwünsche seiner Partner und versucht damit, die kostspielige Dauerrolle des Musterschülers der EG loszuwerden, der seit 16 Jahren willig jede Summe zahlt.

Vor allem Bundesfinanzminister Helmut Schmidt mahnt Kanzler und Kabinett seit Monaten zu größerer Standhaftigkeit bei finanziellen Anträgen aus Brüssel. Die Fehler, die beim Agrarfonds der EG zugunsten der Franzosen gemacht worden seien, dürften sich bei dem Regionalfonds nicht zugunsten der

Britten wiederholen. Ein Schmidt-Beamter: „Da sind wir in einen idiotischen Subventionssumpf hineingetapst.“

Schon heute ist die Bundesrepublik Hauptfinanzier der Gemeinschaft. So zahlten die Westdeutschen 1973 bei einem Gesamtetat der EG in Höhe von 18,792 Milliarden Mark nicht weniger als 5,176 Milliarden in die Brüsseler Kasse. Davon flossen lediglich 3,162 Milliarden in die Bundesrepublik zurück. 2,014 Milliarden kamen als verlorener Zuschuß den Bonner EG-Partnern zugute, vor allem den auf den Agrarfonds abonnierten Franzosen.

Im Kabinett, das vor der nächsten Europa-Runde Anfang Januar die Lage



Europa-Staatssekretär Apel
„Endlich normal benehmen“

analysierte und die Marschroute für Unterhändler Apel absteckte, wies Finanzminister Schmidt seine Kollegen eindringlich auf die schwierige Kassenlage hin. Im zu Ende gehenden Jahr hätten Beschlüsse von Kabinett und Parlament das Etatvolumen um etwa eine Milliarde Mark überschritten. Und im Haushalt 1974 klafft nach Schmidts Angaben schon eine Finanzierungslücke von acht Milliarden Mark — den Aufwand für den EG-Regionalfonds nicht mitgerechnet.

In der Diskussion wurden sich denn auch die Bonner Regenten rasch einig, daß die Bundesrepublik jetzt hart bleiben müsse, zumal außerdem auch die Finanzierung des EG-Sozialfonds und des Fonds für Entwicklungshilfe zur Debatte steht. Ein Kabinettsmitglied: „Das ist ein Faß ohne Boden. Den übrigen EG-Mitgliedern muß nun ganz hart gezeigt werden, daß man es unter der sozialliberalen Regierung nicht mit

den dusseligen Deutschen der früheren Jahre zu tun hat, die immer auf Wunsch der anderen ins Portemonnaie greifen.“

Die Regierungsrunde kam überein, daß vor der ersten Zahlung in den Regionalfonds eindeutig geklärt sein müsse, welche Gebiete aus dem Topf unterstützt werden sollen. Es gehe nicht an, daß, wie die EG-Kommission wünscht, 52 Prozent des gesamten Gebiets der Gemeinschaft zu strukturschwachen Gebieten erklärt und aus dem Regionalfonds bedacht würden. Statt dessen, so die Bonner Bedingung, solle sich die Förderung vor allem auf Schottland, Süditalien und Irland konzentrieren. Staatssekretär Manfred Schüler: „Wenn Sie mit der Gießkanne durch ganz Europa marschieren, dann merken Sie so schnell gar nichts.“

Außerdem will die Bundesregierung sicherstellen, daß die Millionen in den Empfängerländern nicht in unkontrollierbare Kanäle fließen. Die Subsidien sollen deshalb nur für fest umrissene Projekte gewährt werden. Ein Bonner Beamter: „Damit sollen keine Haushaltslöcher gestopft werden.“

Trotz der neuen Härte ist Bonn bemüht, die Verhandlungen in Brüssel nicht platzen zu lassen. Im bayrischen Urlaubsort Grafenau hält sich Kanzler Brandt bereit, noch vor der Brüsseler Ministerrats-Sitzung am 7. Januar den schwierigen britischen Partner umzustimmen. Per Telefon, Telex oder Brief will er mit Briten-Premier Edward Heath direkten Kontakt aufnehmen, falls es Apel nicht zuvor gelingt, die Londoner Regierung von ihrem Milliarden-Ding abzubringen.

Dafür erweiterte das Kabinett den Spielraum Apels von 612 auf maximal 856 Millionen Mark. Dies ist freilich nur ein gutes Viertel der Summe, die Bonn zahlen müßte, wenn London sich durchsetzt.

Apel über sein Verhandlungskonzept: „Wir müssen uns endlich so benehmen wie ein normales europäisches Land — die anderen vertreten ja auch ihre Interessen.“

UNTERNEHMEN

Pillen tanzen

Der Hamburger Illustrierten-Doktor und Pharma-Fabrikant Detlef Strathmann machte nach fünf erfolgreichen Jahren mit seiner Firmen-Gruppe Chemipharm Konkurs.

Doktor Detlef Strathmann hat nicht nur Medizin studiert. Nach eigenem Bekunden war er „auch schon immer ein Verkaufstalent“.

Mittellos, aber formulierungsstark nahm der Hamburger vor fünf Jahren als Pharma-Unternehmer den Kampf gegen weibliche Schönheitsfehler und

männliche Potenzschwierigkeiten auf. Als in den ersten Adventstagen ein saarländischer Konkursrichter seinem kurzen Unternehmertum vorerst ein Ende setzte, hatte Strathmann — wenigstens in eigener Sache — obsiegt: Seine „Schäfchen“, so vertraute er Mitarbeitern an, säßen „im trockenen“.

Geschick hatte Strathmann die schier unbegrenzten Chancen genutzt, die der westdeutsche Pharma-Markt findigen Unternehmern bietet: Seine Arzneimittel-Gruppe erreichte 1972 einen Jahresumsatz von 29 Millionen Mark. Denn mit hemdsärmeligen Methoden hatte der Arzt — zuletzt mit 160 Mitarbeitern — Schlankheitsmittel („Kilofort“), Potenzpillen („Puamin“) und Multivitaminpräparate („Martol“) in Millionen Haushalte geboxt.

Schon während seines Studiums erkannte Strathmann, daß die Pharma-Industrie ihm weit schneller zu einem Spitzeneinkommen verhelfen würde als eigenes medizinisches Bemühen. Vaters Arztpraxis interessierte den wortgewandten Hanseaten deshalb wenig, als er im Sommer 1967 an der Hamburger Universität seinen Dokortitel erworben hatte: Gleich nach der Promotion engagierte er sich als Promoter in der Pharmazie.

Strathmann eröffnete zunächst eine Werbeagentur für Arzneimittel. Gleichzeitig empfahl er als Briefkasten-Doktor mehrerer Illustrierten die richtigen Medikamente. Die Leserinnen der Frauenzeitschrift „Petra“ beriet er als Hausarzt Detlef Günther, im Fernsehjournal „TV Hören und Sehen“ bot er seinen guten Rat als Mediziner Michael Falk an, in der Regenbogen-Gazette „Neue Post“ gab er Gesundheitstips unter dem Pseudonym Dr. Bertram.

Den Höhepunkt seines Illustrierten-Dokortums erklimmte Strathmann, als er sich im Frauen-Brevier „Brigitte“ über die Hautkrankheit Cellulitis verbreitete: Er fand für den häufig auftretenden weiblichen Schönheitsfehler den fruchtigen Namen „Orangenhaut“ und verwies dabei auf ein Medikament, das er kurz darauf schon aus eigener Produktion anbieten konnte.

Der Hamburger SPD-Parlamentarier Gerd Weiland hatte ihm nämlich Kontakt zu dem Unternehmen Pharmakos verschafft, das nach dem „Brigitte“-Rat („Brigitte“-Auflage: 1,45 Millionen) so gleich in großem Stil und nach französischen Lizenzen die Cellulitis-Salbe „Isomucase“ auf den Markt brachte und nicht zögerte, den Illustrierten-Doktor dankbar als Gesellschafter aufzunehmen. Der Orangenhaut-Erfinder (Strathmann: „Das war nämlich eine Marktlücke“) mutierte vollends zum Unternehmer.

„Isomucase“ erwies sich finanziell als so fruchtig und Strathmann auch weiterhin verbal als so erfinderisch, daß der Zeitschriften-Arzt schon bald zum

wichtigsten Gesellschafter der Pharmakos aufstieg. Kontakter Weiland, der zur gleichen Zeit wie Strathmann Firmenanteile im Werte von 7000 Mark erworben hatte, konnte sich bereits nach wenigen Monaten für rund 800 000 Mark wieder auszahlen lassen.

Pharmakos-Partner von Strathmann blieb der saarländische Pharmazeut Uwe Degel. Dessen Vater wiederum unterhielt in Sulzbach bei Saarbrücken



Pharma-Fabrikant Strathmann
Bei eigenen Präparaten ...



Strathmann-Produkte
... nicht mehr ganz wohl gefühlt

die Medikamenten-Fabrik „Chemipharm“. Indem er die vornehmlich rezeptfreien, harmlosen Hausarzneien neu verpacken und mit hoffnungsschwangeren Sprüchen versehen ließ, stieß Wortschöpfer Strathmann schnell auch in dieses Werk vor.

Über die Werbefirma „Medinform“ ließ der Erfolgs-Doktor neue volkstümliche Präparate anpreisen: so das Schlankheitsmittel „Timbo“, das Wirkung durch Algen-Extrakte erzielen

sollte, so die Salbe „Veno B 15“, die Krampfadern mit einem Roßkastanien-Extrakt bekämpfen wollte, so auch die Paste „Thiomucase“ gegen Schwellungen und blaue Flecken.

„Timbo“ erzielte gleich nach der Markt-Premiere einen Monatsumsatz von 700 000 Mark. Der Name „Kilofort“ erwies sich bei fettleibigen Deutschen als so zugkräftig, daß er nach Produktionsbeginn monatliche Umsätze von zwei Millionen Mark brachte. Daß die Paste gegen Schwellungen fast die gleiche Zusammensetzung aufwies wie die Orangenhaut-Salbe „Isomucase“, blieb Strathmanns Geheimnis.

Ohne eigenen Forschungsaufwand, aber mit hoch kalkulierten Preisen kletterten die Unternehmens-Erfolge „von Boom zu Boom“ (Strathmann). Strathmann senior stieß als vierter Gesellschafter dazu. Die beiden Vater-und-Sohn-Gespanne von Elbe und Saar lieben, so ein ehemaliger Mitarbeiter, „die Pillen tanzen“.

Stets blieb allerdings der junge Strathmann Wortführer. In Schenefeld kaufte er die Haarkosmetikfirma Jaco dazu, in Bad Ems die Lebertranfabrik J. E. Stroschein, bei Saarbrücken sodann das auf Augenpräparate spezialisierte Werk POS. Die Tochtergesellschaft Cheminal fertigte Reinigungscremes, die Firma Unipharm vertrieb eine italienische Kosmetikserie unter dem Namen „Prinzessin Galitzine“.

Fast zwei Drittel des Gruppen-Umsatzes erbrachten jedoch nach wie vor jene sogenannten unethischen Produkte, deren Nutzen oftmals umstritten ist und die bei ihren Erzeugern genauso viel Verpackungs- und Werbekünste wie pharmazeutisches Wissen voraussetzen.

Strathmann wußte durchaus, daß seine Creme gegen die von ihm kreierte „Orangenhaut“ von vielen Ärzten nicht anerkannt wurde: Dagegen setzte er großflächige Annoncen in die Illustrierten. Ihm war auch bei seinen „Präparaten als Mediziner nicht mehr ganz wohl“: Dagegen stellte er aufwendige Displays in die Schaufenster der Drogerien.

Als es dann aber im vergangenen Sommer zu Streitigkeiten zwischen den nord- und süddeutschen Partnern kam — „weil die im Saarland“, so Strathmann, „immer nur machen mußten, was in Hamburg ausgedacht wurde“ —, kam der Firmen-Konkurs: Die Degels „plünderten“, so Strathmann wütend, „die Chemipharm aus und übertrugen die guten Markenzeichen heimlich“ auf eine nicht zur Strathmann-Gruppe zählende Firma namens Euringer.

Der ehemalige Illustrierten-Kolumnist Strathmann fühlt sich „einmalig im deutschen Wirtschaftsleben hereingelegt“. Doch tröstet er sich mit der Erkenntnis, in seiner kurzen Unternehmer-Vergangenheit „wenigstens nicht schlecht verdient zu haben“.